

# Marburger Zeitung.

Nr. 122.

Freitag, 12. Oktober 1866.

v. Jahrgang

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Austellung ins Haus monatlich 10 fr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gespaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 fr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 fr. Inseraten-Stempelgebühr kommen.

## Zur Geschichte des Tages.

Ueber die Thätigkeit der Partei Kaiserfeld und über Verhandlungen derselben mit der Partei Deak wird dem „Wanderer“ vom 8. d. aus Graz geschrieben: „In den Kreisen unserer deutschen Autonomisten herrscht ungewöhnliche Spannung. Bekanntlich wird gegenwärtig das Programm Kaiserfeld's lebhaft erörtert, wobei sich vielseitig der Wunsch kundgegeben hat, von diesem Programme vor dessen Veröffentlichung außer den Parteigenossen auch irgend ein hervorragendes Mitglied der Partei Deak Einsicht nehmen lassen und sich dessen Ausspruch darüber zu erbitten, damit etwaige Bedenken der ungarischen Liberalen wo möglich schon im Voraus behoben werden und dem autonomistischen Programm eine günstige Aufnahme von Seite der Deak'schen Partei gesichert werde. Seit gestern zirkulirt nun die Nachricht, Baron Sigmund Kemény, der Chefredakteur des „Pesti Naplo“, der intime Freund und Gesinnungsgenosse Franz Deak's, werde heute hier eintreffen — nach einer andern Version ist er bereits eingetroffen — und es ist begreiflich, daß man diesen Besuch mit der erwähnten Angelegenheit in Zusammenhang bringt, da der hervorragendste publizistische Vertreter der Partei Deak's allerdings die geeignetste Persönlichkeit wäre, um die Autonomisten darüber zu orientiren, welche Aufnahme ihr Programm in Ungarn zu gewärtigen hätte. Man fügt hinzu, Baron Kemény werde sich von hier aus direkt zu Franz Deak begeben und es scheint nicht unmöglich, daß sich diesem Besuche bei dem gefeierten ungarischen Patrioten vielleicht auch ein oder das andere hervorragende Mitglied der deutschen Autonomistenpartei anschließen könnte.“ Die Redaktion des „Wanderer“ bemerkt hiezu, daß Baron Kemény vergangenen Samstag allerdings von Wien einen Ausflug nach Steiermark unternommen, von dort über Pragerhof und Kanischa nach Pest zurückzukehren und bei dieser Gelegenheit auch Deak auf der Pusta Sz. Laszlo zu besuchen beabsichtigte; — in wie weit jedoch diese Reise mit den angedeuteten politischen Zwecken in Verbindung stehe, darüber vermag sie keinen Aufschluß zu geben.

Ueber die ungarische Legion wird aus Ratibor geschrieben: Nachdem höheren Orts die Auflösung der in Bauernweis und den umliegenden Ortschaften einquartierten ungarischen Legion angeordnet war, wurde es den Mannschaften freigestellt, entweder hier eine anderweitige Beschäftigung zu suchen oder nach Ungarn zurückzukehren. Eine kleine

Anzahl derselben, namentlich die früher ein Handwerk gelernt hatten, fand ein Unterkommen und blieb zurück, der größte Theil aber entschloß sich zur Heimkehr. Vor ihrer Abreise empfingen die Leute ein Handgeld und zwar die Gemeinen bis aufwärts zum Feldwebel von 20 bis 80 Thlr.; die Offiziere erhielten je nach ihrer Charge 200 bis 500 Thlr. Außerdem wurde denselben eine Reiselegitimation, ferner ein Führungszeugniß zugestellt, dem ein Abdruck des bekannten Artikels des Friedensvertrages, wonach allen beiderseitigen Staatsangehörigen, die sich durch ihr politisches Verhalten während des Krieges kompromittirt haben, vollständige Straffreiheit zugesichert wird, beigelegt war. Gestern Nachmittag langte der erste Extrazug mit 850 Mann, denen übrigens die Uniformstücke belassen worden waren, hier an und wurde sofort nach Oberberg weiterbefördert. Die Offiziere, welche fast sämmtlich der ungarischen Emigration angehören und es wohl nicht wagen können, den österreichischen Boden zu betreten, begleiteten sie bis Annaberg, der letzten preussischen Eisenbahnstation, und verabschiedeten sich daselbst auf das herzlichste und mit unverkennbarer Rührung von ihren bisherigen Untergebenen. Der Trompeter blies hier zum letzten Male seine fremdartigen Signale, dann gab er sein Horn ab, die Mannschaften stiegen ein und in wenigen Minuten waren sie auf österreichischem Gebiet. Hier wurden sie von dem preussischen Regierungskommissarius für die Legion, Hauptmann von Drigalsky, förmlich entlassen und konnten in beliebiger Weise ihre Weiterreise antreten. Eine Uebergabe der Legionäre an das in Oberberg stationirte Etappenkommando, worauf dasselbe zunächst Anspruch machte, wurde selbstredend preussischerseits mit Entschiedenheit abgelehnt. — So eben geht uns noch folgende Mittheilung zu: Als heute Nachmittags der zweite und letzte Extrazug mit 700 Legionären in Oberberg anlangte, erhielten dieselben die Nachricht, daß ihre gestern angelangten Kameraden auf der Reise nach Pest in Lundenburg angehalten und forttransportirt worden seien. Unter diesen Umständen hielten sie es nicht für gerathen, die Eisenbahn weiter zu benützen, sondern setzten sich sofort in Marisch um durch den nur wenige Meilen entfernten Jablunka-Paß Ungarn zu erreichen. Nur ein kleiner Theil zog es vor, nach Preußen zurückzukehren, um hier das Weitere abzuwarten.

Der König von Preußen wird an die Bewohner der einverleibten Länder nachstehende Proklamation erlassen: „Durch das Patent, welches ich heute vollzogen habe, vereinige ich euch, Einwohner der — Lande, mit meinen Unterthanen, euren Nachbarn und deutschen Brüdern

## Schlom Weißbart.

Vom

Versasser der schwarzen Mare.

(Fortsetzung.)

Ein noch weit gefährlicherer und frecherer Bösewicht war Friedrich Viktor. Er war ein Mensch mit einer athletischen Figur, von gleicher Körperkraft und nicht minder großer Behendigkeit des Körpers. Seit Jahren hatte er nicht nur die Grenze durch Raub und Diebstahl unsicher gemacht, sondern auch seine Verbrechen meilenweit tiefer in das Land hineingetragen. Mehrere Male hatte er zu der Bande der beiden Juden Schlom gehört. Sein wilder, unbändiger, händelsüchtiger Charakter hatte ihn aber nicht lange dort gelitten. Immer jedoch aber war er zu ihr zurückgekehrt. In der Zwischenzeit hatte er sein Handwerk auf seine eigene Hand oder mit aus dem Stegreif zusammengerafften Genossen getrieben. Das Bewußtsein seiner ungeheuern Körperkraft, seine große Verwegenheit und seine Nichtachtung jeder Gefahr hatten mehrmals die Folge gehabt, daß er ergriffen war. Immer aber hatte er sich zu befreien gewußt, bevor er in die festen Gefängnisse der Kreisjustizkommission hatte können abgeliefert werden. Die festesten Mauern der Gefängnisse der Untergerichte — allerdings nicht im besten Zustande — waren ihm nicht zu fest, die stärksten Ketten ihm nicht zu stark gewesen. Ueberall hatte er seiner Ketten sich zu entledigen gewußt; überall war er ausgebrochen; immer auf äußerst freche, zuweilen auf unbegreifliche Weise. Auf jedem Transporte war er entkommen, durch Gewalt oder durch List, wenn er nicht mit der größten Vorsicht durch mehrere Gensd'armen war transportirt worden. Endlich war es geglückt, ihn nach Ragnit zu schaffen. Ich fand ihn schon vor, als ich dort hinkam. Er war unstrittig der wildeste, unbändigste und gefährlichste unter allen Verbrechern, die in dem alten Ritterschlusse verwahrt gehalten wurden. Wenn ich die ungewöhnlich hohe und breite Figur mit den starken Knochen, den wilden, stets rollenden

dunkeln Augen, dem schwarzen wolligen Haar ansah, so kam er mir immer vor, wie eine ungeheure, unbändige Tigerkatz, die nur immer darauf sinnt, die schweren eisernen Stäbe ihres Käfiges zu zerbrechen, um in fürchterlicher Wuth und Blutgier Alles zu zerstören und zu vernichten, was ihr in den Weg komme.

Eine ingrimmige Wuth gegen die sämmtlichen Beamten des Gerichts und der Gefängnisse hatte er öfters unverholen ausgesprochen, besonders gegen mich.

Er hatte, seitdem ich mein Amt in Ragnit angetreten, zweimal den Versuch gemacht, aus dem Gefängnisse auszubrechen. Das eine Mal hatte er den Ofen durchbrochen, das andere Mal mit einer staunenswerthen Beharrlichkeit die dicke Mauer des alten Schlosses. Sein Entkommen war jedesmal daran gescheitert, daß er, mit der inneren Einrichtung des Schlosses unbekannt, den Ausweg nicht hatte finden können.

Schon gleich nach dem ersten Versuche hatte ich strengere Verwahrungsmaßregeln gegen ihn für meine Pflicht halten müssen. Ich hatte ihn, anstatt daß er bisher in Ketten eingeschlossen war, in schwerere Ketten einschmieden lassen. Wie früher das zerbrechlichere Schloß, so hatte er bei dem zweiten Fluchtversuche die Kette selbst zu zerbrechen gewußt. Ich ließ ihn darauf in noch stärkere Ketten einschmieden und ihm zugleich Hörner anlegen. Diese bestanden aus zwei geschweiften eisernen Stäben, die an einem eisernen Ringe befestigt waren. Der Ring wurde um den Hals gelegt, so daß die beiden Hörner ihm zu beiden Seiten abstanden. Es wurde ihm dadurch das Kriechen durch Maueröffnungen unmöglich; er hätte diese denn viel größer und weiter brechen müssen, als es irgend gefürchtet werden konnte. Er hatte in der That seitdem einen weiteren Fluchtversuch nicht gemacht. Die ungewöhnlichen Fesseln schienen sogar der Unbändigkeit seines Charakters zu Fesseln geworden zu sein. Er war stiller, gehorsamer im Gefängnisse geworden. Er bat demüthig ihn von den schweren Eisen zu befreien, und versicherte dabei hoch und theuer, nie an einen Versuch der Flucht wieder denken zu wollen. Ich hatte mich zuletzt dazu verstanden, ihm wenigstens die Hörner abzunehmen, nicht weil ich seinen Versprechungen traute, sondern weil mir seine Gesundheit

Durch die Entscheidung des Krieges und durch die Neugestaltung des gemeinsamen deutschen Vaterlandes nunmehr von einem Fürstenhause getrennt, dem ihr mit treuer Ergebenheit angehangen, tretet ihr jetzt in den Verband des Nachbarlandes, dessen Bevölkerung euch durch Stammesgemeinschaft, durch Sprache und Sitte verwandt und durch Gemeinsamkeit der Interessen befreundet ist. — Wenn ihr euch nicht ohne Schmerz von früheren euch lieb gewordenen Verhältnissen löst, so ehre ich diesen Schmerz und würdige denselben als eine Bürgschaft, daß ihr und eure Kinder auch mir und meinem Hause mit Treue angehören werdet. Ihr werdet die Nothwendigkeit des Geschehenen erkennen. Denn sollen die Früchte des schweren Kampfes und der blutigen Siege für Deutschland nicht verloren sein, so gebietet es ebenso die Pflicht der Selbsterhaltung, als die Sorge für die Förderung der nationalen Interessen, Hannover zu mit Preußen fest und dauernd zu vereinigen, und — wie schon mein in Gott ruhender Herr Vater es ausgesprochen — nur Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben. Dieses werdet ihr mit Ernst erwägen, und so vertraue ich eurem deutschen und redlichen Sinne, daß ihr mir eure Treue ebenso aufrichtig geloben werdet, wie ich zu meinem Volke euch aufnehme. — Euren Gewerben, eurem Handel und eurer Schifffahrt eröffnen sich durch die Vereinigung mit meinen Staaten reichere Quellen. Meine Vorsehung wird eurem Fleiße wirksam entgegenkommen. — Eine gleiche Vertheilung der Staatslasten, eine zweckmäßige energische Verwaltung, sorgsam erwogene Gesetze, eine gerechte und pünktliche Justizpflege, kurz alle die Garantien, welche Preußen zu dem gemacht, als was es sich jetzt in harter Probe bewährt hat, werden euch fortan gemeinsame Güter sein. — Eure kriegerische Jugend wird sich ihren Brüdern in meinen andern Staaten zum Schutze des Vaterlandes treu anschließen, und mit Freude wird die preussische Armee die tapfern Hannoveraner zu empfangen, denen in den Jahrbüchern deutschen Ruhmes nunmehr ein neues, größeres Blatt eröffnet ist. (Bei Frankfurt fehlt der letztere Theil dieses Satzes.) — Die Diener der Kirche werden auch fernerhin die Bewahrer des väterlichen Glaubens sein. — Euren Lehranstalten, den vieljährigen Pflegerinnen deutscher Kunst und Wissenschaft, werde ich meine besondere Aufmerksamkeit widmen, und wenn der preussische Thron, je länger desto mehr, als der Hort der Freiheit und Selbständigkeit des deutschen Vaterlandes erkannt und gewürdigt wird, dann wird auch euer Name unter denen seiner besten Söhne verzeichnet werden, dann werdet auch ihr den Augenblick segnen, der euch mit einem größeren Vaterlande vereinigt hat. Das walle Gott!

Die Bevölkerung Sachsens in ihrer ungeheuren Mehrheit ist unstreitig dem Königshaus der Albertiner ergeben, sie würde auch dessen Unabhängigkeit und die Reichsverfassung von 1849 dem Eintritte in den norddeutschen Bund vorziehen — darüber kann kein Zweifel sein. Ist doch Dresden seiner Zeit für diese Reichsverfassung und den gesamtdeutschen Bundesstaat mit Waffen eingestanden und dafür von Herrn von Beust nach seinem Siege so schwer gezüchtigt worden! Doch das sächsische Volk fügt sich nunmehr der eisernen Nothwendigkeit; und nachdem seine kleine Armee in den furchtbaren Schlachten von Münchengräß bis Lobitzschau gekämpft und geblutet, nachdem das Kriegsglück gegen dasselbe entschieden hat, ist es ihm wohl nicht zu verargen, wenn es dem Wunsche nach schnelligster Aenderung seiner Verhältnisse, nach ehebaldigster Regelung seiner Stellung zu Preußen, und nach einem befriedigenden Ausgleiche mit jenem Staate Ausdruck gibt, wie es in Dresden geschehen. Das Interesse Sachsens verlangt daher eine baldige Ausöhnung mit Preußen, und wie wir glauben, auch das Interesse des sächsischen Königshauses selbst, da bei einer länger dauernden Abwesenheit die Bande, welche die Dynastie mit der Nation verknüpfen, nothwendig gelockert werden müssen. Warum also nicht rechtzeitig Konzessionen machen, wenn schon konzessiert werden muß? Die gestellten Forderungen sind das Geringste dessen, womit sich Preußen zufrieden geben wird, und sollte man dies geeigneten Orts nicht einsehen wollen, so fürchten wir sehr, wird König

Wilhelm seinem gekrönten und gesalbten Bruder von Sachsen, dem er seinerzeit den Schmerz einer Verstücklung seines Landes nicht bereiten wollte, ein ähnliches Schicksal bereiten, wie es gegenwärtig Se. königliche Hoheit der Kurfürst aller Hessen auf Philippsruhe genießt, wobei nur eines fehlen dürfte, nämlich die 600,000 Thlr. jährlich, die Friedrich Wilhelm I. den Schmerz über seine Entfernung versüßten.

Der Adressentwurf des württembergischen Abgeordnetenhauses dringt auf die Bildung eines süddeutschen Bundes; die bezüglichen Stellen des Entwurfes lauten: „Ein kurzer, aber blutiger Krieg hat zur Lösung des deutschen Bundes, zum Ausschlusse Oesterreichs aus der Verbindung mit dem übrigen Deutschland, zur Vergrößerung Preußens geführt, und mit der Gründung eines norddeutschen Bundes sollen die südwestlichen Staaten Deutschlands sich selbst überlassen werden. Wenn auch die Rede, mit welcher im Namen Eurer königlichen Majestät die Sitzungen der Stände eröffnet wurden, keine Ansicht über die allgemeine Lage kundgibt, in welche wir durch die Vorgänge der letzten Monate versetzt sind, so hält sich doch die Kammer der Abgeordneten für verpflichtet, hierüber sich auszusprechen. So möge denn vor Allem rückhaltlos von uns ausgesprochen sein, daß der Wechsel der Ereignisse die Ueberzeugung von Recht und Unrecht, wie wir sie vor Beginn des Krieges gehegt, nicht ändern kann. Und wenn die kriegerischen Erfolge die Erreichung des von uns bisher erstrebten Zieles selbst als unmöglich darstellen sollten, so muß uns doch unverwehrt sein, daran zu erinnern, daß die Einigung des ganzen Deutschlands seit einem halben Jahrhundert der Wahlspruch deutscher Patrioten war, und daß die höchsten Ideen einer Nation darum noch nicht untergehen, weil ihnen in einem bestimmten Momente die Verwirklichung verlagert zu sein scheint. Aber wir stehen als die Besiegten unter der Macht der Thatfachen, und die Pflicht fordert von uns, auf dem gegebenen Boden für das Beste des Volkes zu sorgen. Wir müssen es hinnehmen, daß mit der gegenwärtigen Gestaltung Deutschlands der Schutz des einzelnen Staates gegen Außen eine unverkennbare Einbuße erlitten hat; hoffen wir, daß dennoch jeder Angriff auf deutsches Gebiet die Nation zur einmüthigen Abwehr bereit finden werde. Dem norddeutschen Bunde uns anzuschließen, wären wir nicht im Stande, selbst wenn wir es wollten, weil Preußen sich nicht in der Lage befindet, es zu gestatten. Für uns fällt mit demselben Gewichte, wie die Verbindung Deutschlands zur mächtigen Einheit gegen Außen, die Freiheit des Volkes in die Waagschale; wir sind ihm schuldig, nach Kräften die Rechte zu sichern, die schon bisher des Schutzes der Verfassung genossen und ungehemmt ihrer weiteren Ausbildung entgegengeführt werden können. Darum kann nur auf einer Grundlage, welche die berechnete Selbstbestimmung des Einzelstaates mit der nothwendigen Einheit des Gesamtstaates versöhnt und die freie Entwicklung des konstitutionellen Lebens gewährleistet, eine Verbindung von Nord- und Süddeutschland in befriedigender Weise hergestellt werden. Wir suchen vergeblich auf der Seite jenes Bundes nach den Garantien, welche unser Recht schützen und den Fortschritt auf der Bahn der Freiheit zu sichern geeignet wären. Wir können es daher auch, für jetzt nicht als unsere Aufgabe betrachten, den Anschluß an den norddeutschen Bund zu erstreben. Fern von jeder Feindseligkeit gegen Preußen und obwohl wir die Trennung des deutschen Südens und Nordens für die Dauer durchaus verwerfen, könnten wir es bei den nach jeder Richtung unfertigen Verhältnissen nur als einen Fehler der süddeutschen Staaten erkennen, wenn sie in hastiger Flucht vor der drohenden Isolirung eine Stellung zu dem Norden schon jetzt nehmen wollten, deren Bedeutung sich unter den gegebenen Umständen gar nicht bestimmen läßt. Die augenblickliche Lage der südlichen Staaten, welche wir allerdings als eine haltbare nicht anzusehen vermögen, ließe sich durch ihre engere Verbindung unter einander mit gemeinsamer parlamentarischer Vertretung günstiger gestalten. Sollte dieser Bund zur Zeit auf unüberwindliche Hindernisse stoßen, so ist doch die Einigung jener Staaten über die wichtigste Angelegenheit des Schu-

unter dem Tragen der schweren Stangen am Halse zu leiden schien. Er hatte mich, wie ich mich jetzt überzeuge, auch darin getäuscht.

Diesen beiden gefährlichen Verbrechern war es geglückt, zu entkommen.

Viktor und Trinfat hatten gemeinschaftlich in einer Zelle oben im vierten Stocke des Gefängnisses gesessen. Ich hatte sie eben um ihrer Gefährlichkeit willen in diese Höhe bringen lassen, wo sie, nächst den Kellergefängnissen, am Sichersten verwahrt waren. Der Korridor war dort fest abgesperrt. Nach unten durchzubrechen, war eine Unmöglichkeit. Ein Ausbruch nach oben konnte sie nur auf die Zinne des alten Schlosses führen. Ein Fortkommen von dieser erschien mir aber völlig unmöglich. Das Schloß war über siebenzig Fuß hoch. Die Mauern ragten noch von dem Brande her zerrissen und nackt in die Höhe. Es war auf der schwindlichen Höhe kein Gegenstand, an dem Jemand sich festhalten konnte. Die Steine lagen bröcklig. Selbst eine Strickleiter oder ein ähnliches Instrument schien kaum angelegt werden zu können. Man hätte sie nur an den Mauersteinen befestigen können, deren Weichen jeden Augenblick befürchtet werden mußte, und mit dem Weichen unrettbar ein tödtlicher Fall auf das Steinpflaster, das nach allen Seiten das Schloß umgab. Dazu kam, daß das Schloß vier Schildwachen umstanden, an jeder Mauerseite eine. Jede Bewegung an oder auf der Mauer mußte augenblicklich bemerkt werden.

Trotz allen diesen Vorsichtsmaßregeln war es den beiden Verbrechern gelungen, zu entkommen. Freilich auf keine rathselhafte Weise, dagegen durch Ausdauer, Verwegenheit und Kühnheit, wie sie bisher bei ähnlichen Unternehmungen wohl kaum hervorgetreten waren. Die Zelle der beiden Gefangenen befand sich unmittelbar unter dem ehemaligen Schloßdache. Dieses war durch den Brand im Jahre 1829 zerstört worden. Eine Reparatur hatte in der Art stattgefunden, daß über die Länge und Breite des Gebäudes starke Holzbohlen in einer Dicke von anderthalb Fuß fest und dicht verbunden gelegt waren. Sie bildeten die Decke der dort oben befindlichen Zellen. Aus einer solchen Bohle hatten die beiden Gefangenen ein Stück herausgeschnitten. Durch welches Instrument, war nicht zu ermitteln. Dem Gefangenen, der festen Willen und Geschicklichkeit

besitzt, dient eine Nadel zum Bohrer, eine Glasscherbe zur Säge. Durch die entstandene Oeffnung waren sie, wenn gleich mühsam, auf die Zinne des Schlosses gekommen. Von ihren Strohsäcken und von Hanf, den sie zum Spinnen in der Zelle verabreicht bekommen, hatten sie ein Seil gemacht, das vollkommen die Länge von der Höhe des Schlosses hatte. Wie lange hatten sie an dem Balken schneiden und sägen, wie lange an dem Hanfe durch allmähliche kleine unbemerkbare Entwendungen sammeln müssen! Allein diese Mühe, diese Ausdauer wurden hundertfach überwogen durch den letzten gefahrvollen Theil ihres Unternehmens.

Die Zinnen des Schlosses erhoben sich in ihrer zerstörten Gestalt etwa anderthalb bis zwei Fuß über jener Balkenlage. Nirgends bot sich ein Gegenstand zum Festhalten, Anklammern dar. An ihnen standen die Flüchtlinge, in einer Höhe von mehr als siebenzig Fuß, rund um sich her stockfinstere Nacht, unter sich den furchtbaren Abgrund; dabei rings umher die Stille der Nacht, die jeden Schritt, fast den Athem der unten auf und abgehenden Schildwache zu ihnen herauftrug. Der geringste Laut verrieth sie, das geringste Schwanken warf sie in den gewissen Tod. Dennoch hatten sie sich zurechtgefunden, hatten sie ihr Ziel erreicht. An der Nordseite des Schlosses hatten sie in dem Zinnenwerke ein paar hervorragende Steine gefunden, unzerreißbar gehalten von jenem festen Mörtel der Bauten des Mittelalters, den hier auch die Glut des Feuers nicht hatte zerstören können. Um diese Steine hatten sie das Seil geschlungen, an dem sie sich hinunterlassen mußten.

Die Schildwachen hatten sie durch eine einfache List unschädlich zu machen gewußt. Einer von ihnen hatte sich nach der Südseite des Schlosses begeben, und dort ein Geräusch gemacht, durch welches sämtliche vier Soldaten nach jener Seite hin an der Mauer zusammen gelockt waren. Diese räumten nachher ein, daß sie in der Nacht zwischen zwei und drei Uhr oben auf dem Dache, an der südlichen Seite des Schlosses, plötzlich ein anhaltendes leises Wimmern, wie eines Kindes, gehört hätten, daß dieses sie sämmtlich nach jener Seite hin zusammen geführt habe, und daß sie dort längere Zeit über die Ursache der schauerlichen Töne sich unterhalten hätten. Manöver und Zeit hatten die Verbrecher benutzt, mit

ges nach Außen und daher insbesondere über die Kriegsverfassung so sehr durch die Natur der Sache geboten, daß kaum Einer derselben sich dagegen zu sträuben gemeint sein dürfte.“

Es ist viel geschrieben worden, welche Streitkräfte Viktor Emanuel im Felde gehabt. Eine Stelle des Schreibens, welches Mazzini unter dem Titel: „Republikanischer Bund“ so eben an die Italiener veröffentlicht, gibt darüber Aufschluß. „Die Monarchie,“ sagt er, „rückte mit 350,000 Soldaten des regulären Heeres ins Feld; sie hatte außerdem 100,000 Mann der mobilisirten Nationalgarde, ferner 30,000 Freiwillige, wobei das ganze Land überdies zur Vertheidigung und als thatsächliche Reserve bereit war, und sich jeder Mann zum Nachtheile des fremden Feindes verschworen hatte. Oesterreich hatte in Italien 150,000 Mann. Der preussische Krieg verbot ihm unter allen Umständen, einen einzigen Mann hinzuzufügen.“ Und in einer Note bemerkt Mazzini: „Unsere amtlichen Berichterstatter sagten, Italien habe bei Beginn des Krieges 450,000 Mann bereit gehabt; heute sagen sie, es seien nur 200,000 gewesen. Sie logen damals und sie lügen heute, das erstemal, damit das Land, den Erfolg sicher wägend, ihnen freie Hand lasse; das zweitemal, um für ihren Mißerfolg einen Grund anzugeben. Unsere Ziffer ist die richtige.“

Bezeichnend für die Lage des Papstes ist ein Artikel der „Armonia“ in Rom; das kirchliche Blatt schreibt: „Seit langer Zeit ist es allgemein bekannt, daß der heil. Stuhl, eingezwängt in seinem gegenwärtigen Gebiete, seine weltliche Herrschaft nicht ausüben kann. Hiebon ist die gemäßigte Revolutionspartei in Italien so gut überzeugt, daß sie mit Sicherheit die Stunde ausrechnen kann, wann der heil. Stuhl zu Grabe getragen wird. Sie ist gegenwärtig in Betrachtungen über den päpstlichen Todeskampf versunken, zählt die Pulsschläge des Sterbenden und hat keine andere Sorge, so sicher ist sie ihrer Sache, als zu verhindern, damit kein überflüssiges, gewaltsames Verbrechen begangen werde.“ (Anspielung auf den italienischen Militärkordon längst der päpstlichen Grenze.)

General Vigio, welcher sein Kommando niedergelegt, hat mit einem Tagesbefehl Abschied genommen, worin er sein Bedauern ausdrückt, daß das Glück die italienischen Waffen nicht begünstigt hat, und beifügt: „Wir lächelt die Hoffnung eines nahen Krieges, worin unser Italien, erstarkt durch die Errungenschaften des letzten Feldzuges, frei in seinen Allianzen, ohne erniedrigende Rücksichten auf mächtige Freunde, zur Befreiung der ganzen italienischen Familie kämpfen wird.“

General Leboeuf ist nach Verona abgereist, wo er mit der Uebergabe des Festungsvierecks an die betreffenden Munizipien beginnen wird. Diese Operation wird dem Vernehmen nach 5 Tage in Anspruch nehmen. Im Augenblicke, wo diese stattfindet, werden zwei französische Fregatten der Piazzetta gegenüber Anker werfen. Gleich nach Vollziehung des Aktes wird auf Veranlassung des Munizipiums auf den Flaggenbäumen des Markusplatzes die italienische Flagge aufgezogen und von allen Thors so wie von den französischen Schiffen begrüßt werden, worauf letztere die Anker lichten werden. Am Tage der Uebergabe sollen auch fünf italienische Panzerfregatten unter Kontreadmiral Vacca in Venedig einlaufen. Die österreichischen Truppen werden sich am Lido an Bord der österreichischen Flotte einschiffen, die zu diesem Zwecke von Fasana herkommen wird. Das Munizipium hat Befehl erhalten, die Quartiere der italienischen Truppen für den 8. bereit zu halten. Nebst der Artillerie werden 2 Linienregimenter und 4 Bataillone Bersaglieri die Besatzung bilden.

In einem Berichte der Liberte aus Palermo finden wir eine Reihe von Thatfachen verzeichnet, aus denen hervorgeht, daß die Aufständischen sich noch in starken Abtheilungen im Innern des Landes halten und noch ein blutiger Guerillakampf nothwendig sein wird, ehe man die Insel wieder als pazifizirt betrachten darf. Die durch den Kampf in Palermo zersprengten, aber nicht vollends besiegten Banden haben auf

dem Lande sich wieder vereinigt; ihre Zahl, ihre Kühnheit, die Sympathien, welche sie bei der ländlichen Bevölkerung finden, machen sie dem Lande furchtbar. In gewissen Gegenden ist der Fanatismus furchtbar gesteigert. So wurde am 27. September ein Grenadier-Bataillon, das nach Kapraniko, einer zehn Stunden von Palermo entlegenen Stadt von 15,000 Einwohnern, gesandt wurde, beim Einzuge in die Stadt vollständig umzingelt und vernichtet. Es wurde zur Bücktigung des Ortes eine stärkere Macht abgeschickt; sie wird siegen und strafen. Wie viel Blut wird aber noch fließen, ehe die Insulaner sehen, daß sie gegen die Macht des Staates nicht aufzukommen vermögen? In Palermo trafen bis zum 6. d. M. immer wieder neue Verstärkungen vom Festlande ein, und die Besatzung zählte bereits 50,000 Mann. Der Belagerungsstand wird mit großer Strenge durchgeführt und kriegsgerichtliche Hinrichtungen sind an der Tagesordnung. Der Richterstatler der Liberte stellt in Abrede, daß die Insurgenten in Palermo selbst geplündert oder überhaupt irgend welche Exzesse begangen hätten; ihre Mannszucht sei eine eiserne gewesen. Wie gewissenhaft sie das Eigenthum des Staates sowohl als der Privatleute geschont, ersehe man unter Anderem aus dem Umstande, daß kein Versuch gemacht worden sei, das nur von einer halben Kompagnie besetzte Bankgebäude, in dem zehn Millionen Franken lagerten, zu nehmen. Es sei nicht nur kein Schuß gegen diese kleine Truppe abgefeuert, sondern auch die Weisung ertheilt worden, sie im Nothfalle zu beschützen.

Ogleich die russischen Zeitungen die orientalische Frage noch immer nur nebensächlich behandeln, scheint doch die Regierung ihre ganze Aufmerksamkeit fast ausschließlich dieser Frage zuzuwenden, da die Truppenanhäufungen in der Nähe des Pruth alles bisherige Maß weit übersteigen. In Polen hielt man noch vor wenigen Monaten eine Besatzung von 80,000 Mann — wenn auch in Wirklichkeit nur 60,000 Mann anwesend waren — für durchaus nothwendig; unlängst ist dieselbe jedoch auf kaum 30,000 vermindert worden, und vor wenigen Tagen sind abermals 9000 Mann abgegangen, so daß die ganze gegenwärtige Besatzung des Königreichs nach dem Urtheil Unterrichteter nicht viel über 15,000 Mann betragen dürfte, wozu noch 2000 eben ausgehobene Rekruten kommen, die man im Lande belassen. Alle abberufenen Regimenter sind auf der Eisenbahn über St. Petersburg nach dem Süden des Landes dirigirt worden, wo bereits eine Armee von 180,000 Mann zusammengezogen sein soll. Den polnischen Nachrichten zufolge dürfte die Krisis auch bereits als nahe bevorstehend zu betrachten sein, da eine Christenerhebung schon in sehr vielen Ortschaften im Innern der Balkanhalbinsel erfolgt sein soll.

Der Stand der Dinge in Spanien ist noch immer so schlecht, als er nur sein kann. Täglich wird eine Anzahl Personen ohne Anklage, ohne irgend ein Urtheil arretirt und in Gesellschaft von Mördern und anderen Uebelthätern nach den pestvergifteten Inseln von Fernando-Po expedirt. Nach den gesünderen Kolonien, wie Havanna, Portoriko, selbst nach den Philippinen, wagt die spanische Regierung sie nicht zu senden, da die Zahl der Unzufriedenen und politischen Exilirten daselbst bereits zu groß ist. Personen aus allen Klassen, und solche, welche in hoher Achtung stehen, werden zusammengepackt und in Gesellschaft der größten Verbrecher auf die Galeeren gesendet. Nach Privatbriefen aus Madrid beabsichtigt die spanische Regierung die Frage zu erwägen, ob die Cortes fortbestehen sollen oder nicht. Das ist nach einer 30jährigen mehr oder weniger konstitutionellen Regierung in der That sehr erbaulich.

Die Nachrichten über den Zustand der Kaiserin von Mexiko widersprechen sich. Der Allg. Ausgb. Btg. schreibt man aus Paris: „Alles umsonst,“ soll Kaiserin Charlotte an ihren Gemal telegraphirt haben, als sie nach verschiedenen Unterredungen mit Napoleon Paris verließ und sich nach Miramar begab. Der Gram über das Scheitern der mexikanischen Unternehmungen, an die sie alle Energie gewendet, und auf die Kaiser Maximilian seine schönsten Hoffnungen gesetzt hatte, wurde

der größten Gefahr ihres Lebens auf der andern Seite von der hohen Mauer an dem dünnen, zerbrechlichen Seil sich hinunter zu lassen.

Jede weitere Spur von ihnen war verschwunden.

Freilich nicht lange. Wenigstens von Friedrich Viktor sollte sehr bald eine, wenn gleich keine erfreuliche Nachricht eintreffen.

Ich hatte sofort Alles, was im ersten Augenblick aufzubieten war, nach den verschiedensten Seiten zur Verfolgung der Entflohenen ausgesandt. Ich war noch damit beschäftigt, Boten an alle benachbarte Polizeibehörden und Gend'armerieposten zu schicken, als einer der Gefangenwärter in anscheinend leblosem Zustande in seine, im Schlosse befindliche Wohnung gebracht wurde.

Ihm war Folgendes begegnet:

Die Verpflegung der Gefangenen der Kreisjustizkommission war an Bürger der Stadt verdingen, die Brotlieferung an einen Bäcker, der oben in der Stadt, am polnischen Thore, nach der Memel zu wohnte. Von dort wurde jeden Morgen früh, in den Wintermonaten um sechs Uhr, das Brot geholt. Dies geschah durch zuverlässige Gefangene, welche leichte Gefängnißstrafe zu verbüßen hatten, und von denen eine Entweichung nicht zu fürchten war. Ein Gefangenwärter begleitete sie.

Der Gefangenwärter hatte sich auch an jenem Morgen mit vier Gefangenen zu dem Bäcker begeben. Während ihm das Brot überwießen wird, stürzt ein Nachbar in das Haus, leichenbläß, mit der Nachricht, wie er so eben zwischen den Hecken des hinter dem Hause, nach der Memel hin gelegenen Gartens einen großen, wildaussehenden Menschen habe herumhüpfen sehen.

„Das ist Viktor. Wer folgt mir?“ ruft der entschlossene Gefangenwärter, ein kräftiger, ehemaliger Unteroffizier aus dem litthauischen Dragonerregimente, der in den Freiheitskriegen das eiserne Kreuz und zwei oder drei russische Orden, für das Erschlagen so und so vieler Franzosen im Handgemenge, sich erworben hatte.

Die Bäckergefelln und der Nachbar entsehten sich und machten sich davon.

„Burschen, Ihr?“ fragt der Gefangenwärter seine Gefangenen.

„Darauf los, Herr Wachtmeister! Wir gehen mit.“

In Litthauen und Ostpreußen werden die Unterbeamten der Gerichte wie der Verwaltungsbehörden, Exekutoren, Gefangenwärter und so weiter, Wachtmeister genannt. In anderen preussischen Provinzen haben sie andere Namen. In Berlin z. B. wollen sie sämmtlich Herr Muntius heißen.

Der Gefangenwärter eilte mit seinen Leuten in dem Garten.

In demselben Augenblicke flog an dem entgegengesetzten Ende des Gartens eine lange Gestalt über die niedrige Hecke und eilte der Memel zu.

„Es ist der Viktor; mir nach!“ schrie der Gefangenwärter. „Ihr Leute, zu Hülfe. Helft den Gefangenen greifen, der heute Nacht entflohen ist.“

Er setzte gleichfalls über die Hecke. Die vier Gefangenen folgten ihm.

Auch die Bäckergefelln hatten Muth bekommen, und der Nachbar und andere Nachbarn. Es entstand eine allgemeine Hezjagd hinter dem Flüchtling.

Dieser hatte rasch das Ufer der Memel erreicht.

Es lagen dort zwei kleine Rachen, an einem Pfahl angeschlossen. Er stürzte auf sie zu. Er suchte die Ketten, mit denen sie angeschlossen waren, loszureißen. Er versuchte es an dem einen, an dem andern Rachen, vergeblich. Seine Verfolger kamen ihm immer näher. Er suchte den Pfahl aus der Erde zu reißen, an der die Rachen festlagen. Auch hier reichten seine Kräfte nicht aus. Seine Verfolger waren nur noch drei Schritte von ihm entfernt. Sie glaubten ihn sicher zu haben. Sie frohlochten schon. Sie streckten die Hände nach ihm aus, ihn zu ergreifen.

Mit einem Hohngelächter sprang er in das Wasser. Mit seinen kräftigen Armen zerrtheilte er, ein fertiger Schwimmer, die Gluthen der Memel.

„Burschen, ihm nach! Wer kann schwimmen?“ rief der Gefangenwärter.

Die Bäckergefelln und die Nachbarn konnten wohl den Mund und die Augen weit aufsperrn und dem davon Schwimmenden nachgaffen, aber selbst schwimmen konnten sie nicht. (Fortsetzung folgt.)

noch gesteigert durch die Trübung des Verhältnisses zu den Höfen von Brüssel und Wien. In solcher traurigen Gemüthsverfassung kam die unglückliche Frau in Rom an, wo ihr Nervensystem bald in einer Weise angegriffen erschien, daß man Schlimmes zu befürchten anfang. Das Schlimmste ist eingetroffen. Das furchtbare Leiden der Kaiserin soll unter Erscheinungen zu Tage getreten sein, nach welchen man, wenig Hoffnung auf Heilung hätte. — Nach der Franzöf. Korr. wäre im Befinden der Kaiserin Charlotte wieder bedeutende Besserung eingetreten.

## Stehendes Heer oder Volkswehr?

I.

Marburg, 11. Oktober.

Der letzte Krieg hat jeden Zweifel gehoben, daß unsere Wehrverfassung einer raschen Aenderung bedarf und nur über das neue System selbst herrscht noch eine Verschiedenheit der Meinungen.

Durch die fabelhaften Erfolge der preussischen Waffen verführt, glaubt eine Partei, das Höchste zu leisten, wenn sie die Verbesserung unseres Heerwesens nach preussischem Muster anstrebt. Vom rein militärischen Standpunkte aus könnte dieses Muster am Ende noch empfohlen werden; der militärische Standpunkt allein ist jedoch für uns nicht maßgebend; wir fordern eine Umgestaltung des Heerwesens nicht nur aus militärischen, sondern auch aus volkswirtschaftlichen und politischen Gründen. Eine bloß dreijährige Dienstzeit, wie in Preußen, würde unsere Steuerkraft allerdings weniger in Anspruch nehmen — würde unsere arbeitsfähigste Jugend nicht so sehr der Arbeit entzöhen — aber es wäre doch immer nur eine Linderung des Uebels und keine Heilung. Die preussische Wehrverfassung hat die Bismärcker nicht gehindert, einen ungerechten, brudermörderischen Krieg zu beginnen gegen den erklärten Willen des Volkes. Daß nun der glückliche Ausgang dieses Krieges die öffentliche Meinung in Preußen zu Gunsten des Mannes umgestimmt, der im Falle des Unterlieges verflucht worden wäre, dessen Leben in diesem Falle von der wüthenden Menge nicht geschont worden wäre, liegt im Wesen der menschlichen Natur; der Staat aber soll durch seine Einrichtungen es verhüten, daß die Gemeinheit dieses Wesens vorherrsche. Eine Volkswehr in Preußen hätte den ganzen Krieg unmöglich gemacht — in einem Staate mit Volkswehr hätte Bismarck nie Minister werden können. —

Bei einer Frage, die uns in allen Tiefen bewegt — bei einer Frage, von deren Lösung der Fortbestand Oesterreichs abhängt, dürfen wir uns mit Halbheiten nicht begnügen. Hat uns das stehende Heer volkswirtschaftlich zu Grunde gerichtet, hat das stehende Heer den Staat nicht zu schützen vermocht — so können wir nun und nimmermehr eine solche Einrichtung beibehalten und wir müssen uns nothgedrungen für die Volkswehr entscheiden.

Wer allgemeine Wehrpflicht fordert — und die Wenigsten erklären sich jetzt noch gegen dieselbe — muß folgerichtig auch die Einführung der Volkswehr verlangen. Bei allgemeiner Wehrpflicht, die jeden Waffenfähigen zur Uebung zwingt, ist es im Frieden gar nicht möglich, eine so ungeheure Zahl fortwährend unter den Waffen stehen zu lassen — einen Theil jedoch als stehendes Heer auszuscheiden und den anderen jährlich nur auf kurze Zeit einzuberufen, wäre eine Bevorzugung des letzteren, würde sich mit der Gleichheit Aller vor dem Gesetze nicht vertragen, die im Verfassungsstaate oberster Grundsatz des Rechtes ist und bleiben muß.

## Die Krankheit Napoleons

verlezt Frankreich und die Welt in fieberhafte Spannung. Die Ereignisse, welche nach dem Tode des Tyrannen hereinbrechen müssen, werfen ihren Schatten voraus. Am ungeduldigsten sehen die Pariser der Stunde entgegen, in welcher das eiserne, blutbefleckte Szepter der Hand des neuen Cäsar entfällt. Unter dem Eindruck dieser Stimmung wird der „N. Fr. Presse“ aus der Seinestadt geschrieben:

„Große Unruhe hat in jüngster Zeit hier geherrscht in Folge der über die Gesundheit des Kaisers umlaufenden Gerüchte. Noch selten ist uns das Bewußtsein einer möglicherweise ganz plötzlich hereinbrechenden Katastrophe so nahe getreten. Das Leiden Napoleon's unterliegt keinem Zweifel. Vorauszulegen, welchen Verlauf es nehmen wird, ist allerdings schwer. Auf alle Fälle macht sich die öffentliche Stimmung nicht bloß in dem da und dort angeschlagenen Tone der Unterhaltungen, sondern auch im theilweisen Stöcken von Handel und Wandel geltend. Unter diesen Umständen fand unlängst eine Berathung in republikanischen Kreisen statt; man fühlt, daß mit dem Ableben des Kaisers sofort Alles in Frage gestellt wäre. Grundsätzlich sind die Republikaner darüber einig, daß die aus der Februar-Revolution stammende Verfassung durch den Gewaltstreich vom Dezember 1851 zwar beiseite gesetzt, aber nicht rechtskräftig aufgehoben ist; daß vielmehr über dem Haupte des Usurpators und seiner politischen Schöpfung fortwährend moralisch das Schwert der von ihm widerrechtlich ihrer Funktionen beraubten Gerechtigkeit schwebt. Es handelt sich jedoch darum, wie im Falle des Eintretens des oben erwähnten Ereignisses von republikanischer Seite zu handeln sei. . .

Zu einem Beschluß kam es vorerst nicht. Ueber die Lage lassen Sie mich noch Folgendes bemerken: Wenn eine plötzliche Erledigung des Thrones erfolgen würde, so stünden wahrscheinlich vier Parteien im Felde: die Kaiserin als Regentin, Prinz Napoleon, die republikanische Partei, und endlich die Orléans. Man schreibt dem Prinzen einen Ehrgeiz zu, der ihn veranlassen könnte, als Präbident auf eigene Faust aufzutreten. Vielleicht schmeichelt er sich, mit den halbischlächtigen Ueberläufern und einem Theile der Unzufriedenen anderer Parteien einen Staatsstreich ausführen zu können. Je nach Umständen dürfte sein Hervortreten der Sache des Kaiserreiches verderblich werden, oder den Ansichten der Republikaner schaden; denn er hat sich, namentlich in jüngster Zeit, abthätig zwischen die beiden gestellt. Vielleicht fällt er auch zwischen zwei Stühlen nieder, während er sich auf beide zu setzen sucht. Ueber die Kaiserin

Eugenie höre ich sehr verschiedene Meinungen. Einige trauen ihr das Zeug zu, mit raschem Griffe die etwaigen Oppositions-Häupter unschädlich zu machen und im Falle des Widerstandes selbst vor Blutvergießen nicht zurückzuschrecken. Sie ja war es, welche die Stiergefächte bei uns einbürgerte. Andere, und es gibt deren Viele, glauben unter Umständen an ihre eiligste Flucht. Gerade dies Vertrauen kann sehr schädlich werden; Vorbereitungen für den gegenwärtig so viel diskutirten Fall sind jedenfalls auf Seiten der Gegner des Kaiserreiches nicht entsprechend getroffen.“

## Marburger Berichte.

(Schaubühne.) Am Dienstag war das Theater sehr zahlreich besucht. In dem Lustspiele: „Der Präsident“ errangen besonders die Herren Starei (Karl von Elmhorn, Landrath) und Schlater (Walter) sich den Beifall des Hauses, der auch dem Fräulein Hybl für „Das Solo-Lustspiel“ von Saphir gezollt wurde, welches die Künstlerin meisterhaft vortrug. Diesem folgte: „Große Szene und Arie aus der Oper „Trovatore“, in welcher Herr Direktor Sonnleithner zum ersten Male als „Manrico“ auftrat. Herr Sonnleithner ist ein gut geschulter Sänger, seine Stimme jedoch weniger stark als angenehm: das Spiel entsprach der Rolle, was bei Sängern sich nicht häufig findet, weil die meisten um des Gesanges willen die Geberdung vernachlässigen. — Wir wünschen nur: Herr Sonnleithner möge, vom rauschenden Beifall des Hauses ermuntert, unsere Bühne bald wieder betreten. — Nach dieser Szene konnte die eintaktige Posse: „Eulenspiegel als Schnipser“ von keiner Wirkung sein, obwohl sie gelungen dargestellt wurde. — „Der Zeriffene“ von Nestroy wurde am Mittwoch vor leeren Bänken gespielt. Die Zeit der Nestroy'schen Possen ist unabwehrbringlich vorüber und es wäre besser für Oesterreich und die Kunst, hätte es nie eine solche Zeit gegeben.

(Einbruch.) Vor Kurzem wurde auf der Hube des Glasfabrikanten Herrn Wohlf in Rottenberg zur Nachtzeit eingebrochen: die Gauner, welchen die Dertlichkeit wahrscheinlich bekannt gewesen, stahlen dem Maier und seinem Stieffohne 8 fl. Baarschaft und Kleider im Werthe von 89 fl. 40 kr.

(Diebstahl.) Dem Grundbesitzer Bratschko in St. Georgen an der Pöbniß wurden in der Nacht vom 9. auf den 10. d. M. Kleider im Werthe von 117 fl. gestohlen: die Thäter, von welchen man noch keine Spur entdeckt, hatten den Eingang zur Stube, worin sich die Gegenstände befanden, mit Anwendung bedeutender Gewalt sich geöffnet.

(Der letzte Stadtkämmerer von Marburg.) Herr Saperitsch ist gestern Vormittag im Alter von 93 Jahren gestorben. Der älteste Bürger ist jetzt Herr Stroi, pensionirter Vorspannkommissär, welcher 90 Jahre zählt und noch der besten Gesundheit sich erfreut. Herr Stroi war 1809 Fähnrich der Marburger Landwehr.

(W. von Legethoff) wird, wie man uns berichtet, seine Verwandten in Marburg besuchen, und die schöne Zeit der Weinlese hier zubringen. Manche Gemeinden haben den Vice-Admiral durch Verleihung des Bürgerrechtes geehrt — könnte nicht seine Vaterstadt zu dem gleichen Schritte sich entschließen, nachdem für den Helden von Helgoland und Lissa sich auf der österreichischen Flotte kein Plätzchen mehr findet?

## Letzte Post.

Die Nachrichten über den Fortgang der preussisch-sächsischen Friedensverhandlungen bestätigen sich nicht: Friesen, der Gesandte des Königs Johann ist in Berlin noch gar nicht empfangen worden.

Die Volksabstimmung in Venetien soll am 21. Oktober stattfinden.

Die Montenegriner rüsten sich zu einem Einfalle auf türkisches Gebiet.

Der Gesundheitszustand Napoleons ist so gefährlich, daß bereits Schüttelfröste sich eingestellt haben.

Das russische Ministerium hat seine Entlassung eingereicht: Großfürst Konstantin ist mit der Bildung eines neuen beauftragt worden.

Die Hauptstadt Mexiko ist von den Republikanern bedroht.

## Angekommene in Marburg.

Vom 6. bis 10. Oktober.

„Erzherzog Johann.“ Die Herren: Graf Pappenheim, lt. Generalmajor, Richter, lt. Steuereinehm., Wahrenberg, Cap u. Blüner, lt. Rittmeister, Kranichsfeld, Wolf u. Paner, Kauf., Wien. Beothy, lt. Rittmeister, Wien. Schyns, Direktor, Prag. Penker, Handelsreis., Wien.

„Stadt Wien.“ Die Herren: Dr. v. Müller, lt. Landesgerichtsrath, Innsbruck. Dr. Ritter v. Lufchan, Hof. u. Gerichtsadvokat, Wien. Blach, lt. Landesgerichtsrath, Triest. v. Czernovskij, Mediziner, Wien. Stöger, Gastwirth, Maria-Zell. Volkmann, Photograph, Graz. Hugo, Hausbesitzer, Graz. Kahn u. Lucius, Kauf., Wien. Traul, Weinbändler, Pest. Herrmann, Privat, Prag. Giromelli, Handelsagent, Sterzing.

„Schwarz. Adler.“ Die Herren: Baron Lichmann, aus Wien. Rosdorfer, Jurist, Weiz. v. Miller, lt. Rath, Wien. Wolf, Gasthausbes., Gili. Kallab, Rfm., Graz. Jellitsch, Beamter, Hohenmauthen. — Die Frauen: Gallina, lt. Rath's-Gattin, Wien. Goll, Postmeisters-Gattin, Windischgraz.

„Traube.“ Die Herren: Raich, lt. Hauptmann, Arab. Veruauer, Ingenieur, Wien. Berta, lt. Lieut., Görz. Wänscher, Hausbesitzer, Leoben. Pop. Realschullehrer, Littenberg.

„Fischer's Gasthaus.“ Die Herren: Gold, lt. Lieut., Fiume. Kollmann, Privat, Alagenfurt. Langer, Südbahn-Beamter, Ofen. Murschitz, Privat, Wien. — Die Frauen: Grimschitz, Offiziers-Gattin, Linz. Hartmann, Schauspielerin, Graz.

## Ein Grundstück

im Flächenmaße von 40 Joch und von bester Beschaffenheit ist aus freier Hand zu verkaufen. Nähere Auskunft beim Gemeindevorstande zu St. Georgen in W. B. (391)

## Eisenbahn = Fahrordnung für Marburg.

|                              |                              |
|------------------------------|------------------------------|
| Nach Wien:                   | Nach Triest:                 |
| Abfahrt: 6 Uhr 19 Min. Früh. | Abfahrt: 8 Uhr 15 Min. Früh. |
| 6 Uhr 43 Min. Abends.        | 9 Uhr 2 Min. Abends.         |
| Nach Villach:                | Abfahrt: 9 Uhr Früh.         |

Druck und Verlag von Eduard Zausch in Marburg.